

Tragödie des Lebens.

Roman von H. Nieder-Arens.

(9. Fortsetzung.)

Frau von Hasselbach erhob sich geräuschvoll und streckte die Hand abweisend nach der Tochter aus. „Höre auf, ich kann nicht mehr, es ist zu viel. Jede Deine Sache und jede Deine Angelegenheit, um die unaussprechliche schimpfliche Ausweisung von Seiten der Renard zu vermeiden.“

Regine überlegte; die Mutter hatte recht, die erste Zusammenkunft mit Leopold würde in der That das Davonjagen aus dem Institut zur Folge haben, und außerdem begann es hier höchst unbehaglich zu werden; denn die Gefährtinnen suchten bereits und steten gruppenweise die Köpfe zusammen. So lange nichts veranlaßt war, saßen sie über Regines Benehmen hinweg, weil keine es besser trief; doch jetzt, nachdem die dumme Gefährliche einmal vor das Forum der höchsten Autorität, Madame Renard, gelangt, mußte man schon, um den Schein für sich zu retten, den Stein auf die Unvorsichtigkeit, die sich hatte, abwälzen lassen, wiewohl und schließlich konnte sie auch in der Palmenvilla fortan viel freier handeln.

„Ja, es ist das Beste, ich fahre gleich mit Dir.“ Sie zog die kleine goldene Uhr und warf einen Blick darauf.

„Hörst, um sechs Uhr geht der nächste Zug, bis dahin bist ich fertig.“

Sie ging hinaus und begegnete im Flur der Vorleserin. „Meine Mutter erwartet Sie, Madame Renard.“ äußerte Regine vollkommen ruhig, „um Ihnen mitzuteilen, daß sie mich so gleich mit sich nehmen möchte; Sie gestalten daher wohl, daß ich meine Sachen packe und mich verabschiede.“

„Gut, Regine,“ erwiderte die Französin prompt, „es thut mir zwar unendlich leid, Sie gehen zu früh, allein ich erachte es für meine erste Pflicht, den Wünschen Ihrer hochverehrten Frau Mutter in keiner Weise entgegenzutreten; ich beuge mich sofort zu ihr.“

Auf diese Weise konnte Regine, in schweigender Uebereinstimmung, und ohne den geringsten Skandal, das Institut verlassen; denn die Obersten wurde gesagt, daß eine plötzlich in der Pension ausgebrochene Schuttlad-epidemie Madame Renard gezwungen habe, die gesunden Schülerinnen schleunigst den Angehörigen zuzuführen, eine Entscheidung, welcher der alte Herr anstandslos Glauben schenkte.

Und während Regine noch am selben Abend einen langen Brief an Leopold schrieb, worin sie ihm erklärte, es sei Ausnahmefall, den Widerstand der Mama zu brechen, er möchte sich morgen um sieben Uhr Abends in der Nähe der Palmenvilla aufhalten, um weitere Schritte mit ihr zu beraten, ging Valente ruhig in ihrem Zimmer auf und ab. Alles, was sie erhofft, erlebte, fand traurig in ein Nichts zusammen! Omtel Karl hatte ihr später am Morgen auf die Frage, wie er die Abheilung seines Befindens vorzunehmen gedachte, geantwortet: „Daniela befähigt die Hälfte, das übrige Sie, Valente, und dabei war er eigenförmig geblieben, trotzdem sie ihn die bittere Enttäuschung, nur die Hälfte erhalten zu sollen, fühlen und den Vorwurf seiner Un dankbarkeit durchdringen ließ. Der alte Herr hatte recht ironisch gelächelt, als ihm zum ersten Male klar wurde, wie schwer es der Nichte ankam, mit seiner Tochter zu theilen, und sie hätte ihn haben mögen um dieses Lächelns wegen! — Sie fand auf das Sopha und lehnte ihr bleiches Haupt zurück; ein Mondstrahl fiel in das Zimmer und glitt über die Gestalt hinweg, die vollständig gebrochen da lag, weil das Schicksal ihr die Rolle zu versagen begann, welche sie mit ihrem Kinde in der Gesellschaft zu spielen als das höchste Ideal ihres Lebens, das einzig erstrebenswerthe Ziel erreicht hatte. —

Als Leopold den Brief Regines am nächsten Morgen im Geschäft erhielt, war er zerkürrt, und eine schlaflöse Nacht lag hinter ihm; die gestrigen Abende hatte eine heftige Unruhe sich seiner bemächtigt. Es war nämlich gegen sechs Uhr ein Mann zu Omtel Karl hingekommen, den er als einen Portugiesen aus dem Hause kennen kannte; aus einer längeren Unterredung mit dem Chef hatte Leopold nur so viel verstanden, daß es sich um eine Summe, welche dem Mann von Fiebigler darauf gegeben worden, sei. Sie konnten jedoch nicht einig werden, und obgleich der Fremde aufgebracht und dringend sprach, wies ihn der Geldbesitzer doch ziemlich barsch zurück, so daß jener gedwungen sah, aufsehender resultatlos den Laden zu verlassen.

Ein eifriger Schred war lähmend durch Leopolds Glieder gefahren; und bei längeren Nachdenken wurde ihm der Zusammenhang fürchtbar klar: der Fremde kam, wie er erwähnt, von Omtel-Karl; Leopold erkannte sich, dort gab es reichhaltige Gold- und Diamantenlager. Zweifellos hatte er sich feinerzeit in Verlegenheit befunden und die Fiebigler eine Summe auf die Diamanten erhalten, die damals schloßlich im Preise standen und nicht ohne bedeutenden Schaden zu verkaufen waren; und jetzt forberte der Mann die Steine, ohne die volle Summe des darauf erhaltenen Geldes erhalten zu können.

„So, so unangenehm lag die Sache; die Herren hatten viel zu rasch gesprochen, um genau von Leopold verstanden zu werden; auf alle Fälle aber sah er ein, daß Fiebigler bei dieser Gelegenheit den Inhalt der Schatzkammer

fen und das Fehlen der bewußten drei Steine bemerken werde.

„Allmächtiger Gott, was nun beginnen? Jetzt trat das entsetzliche an ihn heran, beängstigend wie ein Alp legte sich die That und ihre schwerwiegenden Folgen ihm aufs Herz. Ein Dieb, der schändlich das Vertrauen des Chefs mißbrauchte, aus verschlossenem Behälter Werthgegenstände geraubt! Denn würde der Chef ihm nicht in's Gesicht lachen, wenn er behauptete, die Diamanten nur in der Absicht genommen zu haben, sie, sobald es ihm möglich, wieder an ihren Platz zu legen. Er begriff heute nicht, wie er eingeweiht in selbsttäuflische Sicherheit den Schritt begehen konnte und stand vor sich selbst, wie vor einem grauenhaften Räthsel.

Konstanz, Kamilla, — seine Mutter — Regine! O Gott! Unablässig, das Gehirn fiebernd, suchte er nach Mitteln und Wegen, die ihn herausreißen sollten aus der Noth; schämbar! — Wäre, auf der Stelle in seinem Besitz, würden ihn retten; denn Manuel Cordes hatte sich verpflichtet, die Steine für diesen Summe zu jeder Zeit vor Ablauf von sechs Monaten nach dem Datum des Geschäftes, auszuliefern, und einmal in seiner Hand, konnte er sie vielleicht noch unbemerkt in die Schatzkammer gelangen lassen.

Aber wie das Geld beschaffen? Er dachte an den Grafen Montanto, den nach seiner Meinung vom Schicksal so Vorzugener, der alles befohl; mit der unermesslichen Freundschaft hatte er sich seiner Mutter und der Schwester angenommen, aber gerade die Wohlthaten des jungen Arztes erwachten Leopolds Abneigung noch lebhafter, demüthigten seinen Mannesstolz. Nur vor dem nicht trüben müssen, ließ er gleich die erlösende Kugel durch den Kopf!

Der Tag verging indeß ohne die Rückkehr des Goldgräbers; bei jeder Bewegung Fiebiglers war Leopold vollkommene Geduld; „Jetzt nimmt er die Steine zur Hand!“ Aber es geschah nicht, und ein Tag war wieder gewonnen.

Als das Geschäft geschlossen wurde, athmete er bereit auf und schlug halb mechanisch die Richtung nach dem Platz ein, wo Regine ihn erwarten wollte, nachdem er vorher die Wohnung Manuel Cordes aufgesucht, diesen aber nicht zu Hause getroffen hatte. „Wie spät Du kommst!“ sagte Regine, welche bereits längere Zeit gewartet, mit liebevollem Vorwurf.

„Wenig fehlte, Regine, so wäre ich überhaupt nicht gekommen und Du hättest mich nicht wiedergesehen,“ entgegnete er, sich in ihrer Gegenwart seiner trostlosen Stimmung überlassend.

„Mein Gott, was ist Dir passiert, Leopold, ein Unglück?“ fragte sie angstvoll.

„Wie man's nimmt,“ bemerkte er, den Mund zu einem Lächeln verzerrend.

„Sag mir, was es ist,“ erwiderte sie, „Sage offen, was vorgefallen ist, bitte.“

„Das kann ich nicht, Regine, es ist eine Angelegenheit besonderer Art; aber sie verläßt mich in eine Stimmung, die ich wirklich schon ernsthaft überlegte, ob es nicht das einzige richtige sei, mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen.“

„Leopold! Könntest Du das thun, so wäre es ein Verbrechen, daß Du mich wieder siehst, noch mit Vertrauen identisch, und das verdrieße ich Deinetwegen doch wahrhaftig nicht. Sage, was Dich so niederbrückt, worüber, vielleicht kann ich helfen, oder wenigstens trösten.“

Er schweig, bis es ihnen dringenden Einreden endlich gelang, ihn zu bewegen, daß er eingestünde, es sei eine Ehrenschuld, die auf alle Fälle innerhalb einiger Tage getilgt werden müsse.

„Eine Ehrenschuld,“ wiederholte Regine erleichtert, „aber das ist ja gar nicht so fürchtbar schlimm — die muß eben bezahlt werden; hast Du denn niemanden, keinen Freund, keinen Bekannten, welcher Dir die Summe vorstrecken könnte?“

„Niemand, Regine. Ich bin zu kurze Zeit hier, um Freunde erworben zu haben, — man muß ja überdies mit dem erbärmlichen Gehalte wie ein Klausner leben. Deshalb bleibe ich dabei, es gibt keinen anderen Ausweg als die Kugel.“

„Stille davon, wenn Du mich lieb hast. Wie viel ist es denn?“

„Schwundert Milleis.“

„Weißt Du, wer sie Dir vielleicht geben würde? Romano.“

„Den zu bitten, widerstrebt meinem Stolz, ich kann nicht.“

„Also Du mußt das Geld haben, Du mußt!“

„Entschieden. Aber laß uns jetzt noch etwas anderem sprechen oder ich werde wahnsinnig! Es nützt ja doch zu nichts!“

„Rein,“ sagte Regine, ihn groß und fest anblickend, in entschiedenem Tone, „wir reden weiter darüber, die Sache muß in Ordnung; ich werde Dir das Geld verschaffen und zwar bis morgen Abend, verlaß Dich darauf.“

„Aber Kind, wie wolltest Du das ermöglichen?“

„Einerlei, ich habe meinen Plan; was würde ich nicht thun, um Dich aus solcher Verlegenheit zu retten!“

„Seid Ihr denn so reich, Regine, daß Du ohne weiteres über die große Summe verfügen kannst?“

„Nein!“ fragte sie verwundert. „Ach, so, wir sprachen ja eigentlich niemals über unsere Verhältnisse. Rein, Leopold, reich ist Mama gar nicht, im Gegentheil, sie besitzt so gut wie gar nichts, wir erhalten alles von Omtel Karl.“

Rach diesem unumwundenen Geständniß sah Leopold eine Weile schweigend auf die Figur, welche er mit seinem Tod im Sande des Strandweges, wo sie sich befanden, Gestand, er empfand bei der offenen Erklärung eine

starke Enttäuschung, und während er so wortlos da stand, betrachtete ihn Regine, als suchte sie die Gedanken auf dem Grunde seiner Seele zu lesen. „Du meinst wohl, ich wäre reich?“ bemerkte sie mit einem sonderbaren Zucken um die Lippen, halb in gezwungenem Scherz.

Etwas wie Beschämung, sich durchschau zu sehen, ergriß ihn; doch hätte er in diesem Augenblicke es um alles nicht über sich vermocht, ihr einzusehen, daß er in seiner Lage darauf gerechnet hatte und rechnen mußte, als er das Verhältniß mit ihr eingang.

„Daß ich wirklich ganz gleichgültig, Regine; ob arm oder reich, ich habe Dich lieb und bleibe Dir treu.“

„Ich glaube Dir, Leopold.“ Trotz der Verlegenheit blieb ein leiser Stachel im Innern zurück, wenn auch ihre Reue, welche dem geliebten Manne alles verzieh, ihn zu überwinden suchte. „Hörst also Muth, morgen Abend um diese Stunde befindet sich das Geld in Deinen Händen, und sollte ich es vom Himmel herunter holen; vertraue mir, ich pflege mein Versprechen zu halten,“ sagte sie im Tone unerschütterlicher Uebereinstimmung hinzu.

Ueberdrückt von Dank schloß Leopold sie an seine Brust und küßte ihre Lippen. „Laß mich wissen, wie Du es beschaffst, Regine; denn auf keinen Fall will ich, daß Du Dich meinetwegen in Unlegenheiten fällst.“

„Dafür laß mich sorgen, ich habe meine Quellen; ich bitte Dich, das ist eine Bagatelle, wo es sich um Deine Ehre handelt.“

„Du bist ein großherziges Mädchen, Regine.“

„Wirklich?“ Sie blickte sich verlegen in seine Augen und schmeigte sich fest an ihn. „Nennst Du das großherzig? Ich finde es so selbstverständlich, daß wir alles mit einander theilen; Du wirst mir doch auch helfen, wenn ich mich in peinlicher Lage?“

Ob er es gethan haben würde? Wer weiß; wohl kaum. Aber ihre unbegrenzte Hingebung beschämte ihn von neuem, er nahm sich fest vor, es ihr zu zeigen, sich niemals wieder mit Dingen zu befassen, die zu jeder Minute Schmach und Schande über ihn bringen konnten; nur dieses eine Mal noch frei daraus hervorgehen!

Der heutige Abend hatte ihn inniger mit Regine verbunden, als die vorhergehenden Wochen es vermocht; er sah, daß unter der eigenartigen Schale und den vielen Schwächen doch ein Kern steckte, der aus Gütemüthigkeit und verwegener Treue bestand und jener unendlichen Liebe des Weibes zu dem Manne, die ihm blindlings folgt in Noth und Glend — bis hinter die Mauern des Gefängnisses — bis in den Tod.

„Also wann sehen wir uns morgen wieder, Regine?“ fragte er bald darauf, ihr die Hand zum Abschied reichend.

„Sagen wir um acht Uhr, hier an derselben Stelle.“

„Es ist mir ja fürchterlich,“ äußerte er mit bewegter Stimme und ihre Hand festhaltend, „die Hölle von Dir, meiner Braut, anzunehmen, um so mehr, da Deine Mutter noch nicht einmal von unserm Winbisch weiß, und es nie zugehen wird, doch es bleibt mir nichts übrig, wenn ich leben soll, — es muß sein.“

„So, es muß sein. Und ist es nicht tausend Mal besser, die Hilfe von mir, Deiner Braut, anzunehmen, als von irgend einem andern? Sei ruhig, Leopold. Nur eine Bitte hätte ich noch an Dich.“

„Und die lautet?“ fragte er gärtlich, mit seinem bestirrenden Lächeln in ihre Augen blickend.

„Hörst, sollte es mir nicht gelingen, das Geld zu bekommen — ich meine, im Falle alle guten Gezeiten des Schicksals sich wider uns verschwören, dann verpflanze mich, daß ich bereit mit Dir herden darf; wenn Du todt wärest, und ich müßte allein hinterdrein folgen, das wäre so unheimlich und schauerlich.“

„Still — kein Wort mehr! Wir sehen uns wieder, Geliebte!“

Und sie trennten sich mit einem letzten Kuß nach diesem ersten Gespräch; Leopold war am Nachmittag von Konstanz benachrichtigt worden, daß die Mutter sich nicht wohl befände, er beschloß, noch hinaus zu fahren, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Frau Doktor Rombeck trankelte seit kurzem, und es schien, als habe ein schleichtendes Fieber sich festgesetzt, das den Kindern Grund zu ernsther Bedorngn lag.

Zu Hause angelangt, suchte Regine sofort Frau von Hasselbach auf, die sich in ihrem Salon befand.

„Willst Du mir einen großen Gefallen erzeigen, Mama?“

„Dein Betragen in der Reiztheit ist durchaus nicht darnach angethan, daß ich mich geneigt fühlen sollte, Dir einen Gefallen zu erzeigen.“

„Ich brauche nämlich auf der Stelle schwundert Milleis,“ fuhr Regine, unbeirrt dem Einwand gegenüber, fort.

„Wehr nicht!“ fragte Valente höflich, indem sie das Buch, worin sie, in der offenen Walfonttür stehend, gelesen hatte, auf einen nahen Tisch warf. „Ganz abgesehen davon, daß ich augenblicklich solche Summen gar nicht in der Kasse habe, müßte ich doch auch erfahren, zu welchem Zweck Du sie bebarst.“

„Das kann ich nicht sagen; die Hauptsache ist, ich muß das Geld haben.“

„Hast Du in der Pension Schulden gemacht?“

„Bemahre, kein Bedanke,“ antwortete das junge Mädchen nach kurzem Zögern.

„Dann setz ich auch durchaus keine Veranlassung, Dir das Geld zu geben.“

In diesem Falle werde ich Omtel Karl bitten, es mir zu borgen.“

„Borgen! Dir! Das wirst Du nicht thun! Ich kann mir schon denken, was Du die bedeutende Summe verwerthen wirst; jedenfalls hat der Herr Leopold Rombeck Dich angestempelt, was seiner gerühmten nobelen Gesinnungsart sehr ähnlich sieht.“

„Was wäre auch weiter dabei? Sich Geld zu borgen, ist noch lange nicht unehrenhaft; jeder Mensch braucht es und ist in seiner chronischen Verlegenheit nicht immer allzu wählerisch in den Mitteln, zum Ziele zu gelangen.“

Valente empfand den Stich, der in den Worten des schrecklichen Kindes lag; deutete sie doch zweifellos auf ihr Bemühen hin, möglichst die alleinige Erbin Omtel Karls zu werden, dadurch, daß Daniela dem Pflegeratzen entfremdet, ausgeschlossen wurde.

„Also ich habe recht, es ist für jenen Menschen! Regine, bist Du denn ganz verblendet, siehst Du nicht ein, wie tief ein Mann gesunken, wie niedrig seine Denkartart sein muß, wenn er unter solchen Umständen es wagen mag, Geld von Dir zu leihen? Ich bitte Dich, Kind, ist es denn denkbar, daß bei der Erziehung, wie Du sie genossen hast, diese Erbärmlichkeit Dich nicht auf das peinlichste befremdet?“

„Erziehung!“ wiederholte Regine aufstehend und verächtlich, „daß Du nicht von Deinem hohen Pferde herunter zu bringen bist! Wo sitzt bei mir Deine Erziehung, was versteht Du darunter? Aufgezogen bin ich wie hunderttausend andere, das ist alles. In der Schule hat man mir den Kopf mit Dingen vollgepfropft, von denen die Wirklichkeit lehrte, daß wir sie nicht brauchen. Und Du, hast Du jemals das geringste unternommen, was mein Herz und meine Seele bildet? Bis zu meinem zehnten Jahre verbrachte ich die Abende fast ausschließlich bei den Dienstmädchen, weil Du in Gesellschaft ginge oder welche hatte, in die ich nicht hinein gehen durfte nach Deiner Behauptung; durfte ich aber einmal mit Dir ausgehen, so nahmst Du mich nur zu Deinen Einkäufen mit, so daß mir allmählich klar werden mußte, wie Dein ganzes Leben sich nur um Ruß und Vergnügungen drehte, abgesehen von den ewigen Zänkereien und häßlichen Ausfällen mit dem armen Papa, den Du nur vor den Leuten freibändig behandelst, als wäre Dir das glückliche Paar von der Welt. Dann folgte die interessante Majorperiode, wo Du so viel zu verthuschen und zu verbergen hattest, bis wir hier eintraten.“

„Ich verbitte Dir, ein Wort weiter zu reden,“ rief Frau von Hasselbach hochaufgerichtet, mit flammendem Blick.

„Und ich spüre das Bedürfnis, Dir zu zeigen, wer ich bin und wie ich denke, damit wir uns von unserem gegenseitigen Standpunkt aus richtig beurtheilen lernen.“ antwortete Regine schneidend. „Um Dich ganz dem trübseligen Omtel Karl widmen zu können, wurden Daniela und ich in die Kinderstube verbannt, wo Thette ich meiner annehm, mich französisch plaudern lehrte und noch so manches andere, bis ich in die Pension gebracht wurde, wo sich Elemente fanden, die haarkrautende Geschichten zu berichten wußten; aber Du selbst hattest mich da hineingeworfen, gehst doch die Pension und ihre Insassen den Ruf der höchsten Wohlthatigkeit, weil sie theuer war. Wie! Heuchlerische, veräbte Naturen sind es meistens, die sich aus der Konvenienz und Falschheit einen Mantel zusammenflicken, unter dem sie ihre thörichten Geheizen und moralische Gemeinheiten verbergen können! Siehst Du, in solcher Umgebung bin ich aufgewachsen, und wenn ich nicht das geworden bin, was ich nach Deiner sogenannten Erziehung hätte eigentlich werden müssen, ein püffliches, läugenhaftes, oberflächliches, veräbtes Geschöpf, so verdanke ich das einem etwas in mir, von dem ich nicht genau weiß, was es ist, das mich jedoch getreut hat vor mir selbst und meiner Umgebung. Ich trage wohl den Stempel Deiner Erziehung an der Stirn, als ich bin, aber ich verabscheue die Uelege und den Sumpf, in welchem Du gelebt hast.“

Frau von Hasselbach hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, die Ohren mit den Händen zuhalten, als Regine, ihre Rechte gegen die Hüfte gestemmt, den Oberkörper vorgebeugt zu ihr herankam. „Du gibst mir also die Summe nicht, Mama?“

Bei dem veränderten Klang der Stimme kam wieder Leben in Valentes regungslose Gestalt, sie richtete sich langsam auf.

„Rein, Du unnatürliches, Du schlechtes Kind,“ entgegnete sie mit einem Ausdruck der Entseizung in den Augen, „noch bin ich nicht reif für das Irrenhaus in Botafogo, und daß Du mir Omtel Karl mit der lauberten Angelegenheit verschonst, obgleich auch er sicherlich nicht einfüllig genug sein würde, der Unverschämtheit des Herrn Rombeck, der Deine Gütemüthigkeit zu frivolen Zween ausnützen möchte, entgegenzutreten!“

„Aber es handelt sich doch um ein Menschenleben, Mama!“

„Gleichviel, ich fühle mich nicht im entferntesten berufen, einen fremden Menschen aus der Verlegenheit zu retten, in die er sich freiwillig selbst gestürzt. Das ist mein letztes Wort in dieser Sache, — geh' mir aus den Augen, ich will Dich heute nicht mehr sehen!“

Regine unternahm keinen weiteren Versuch, die Mutter zu gewinnen, weil sie das vergebliche Bestehen ein sah; auch an Omtel Karl sich zu wenden, konnte nichts nützen; war auch der alte Herr durchaus nicht geneigt, so würde er doch, von der Mama getrieben, ihre Bitte für Leopold unbedingt abschlagen. Sie ging nach ihrem Zimmer und warf sich mit schmerzdem Kopf und

brennendem Geficht auf das Sopha, um darüber nachzudenken, wie Hilfe herbeizuschaffen sei, bis sie endlich den rechten Weg gefunden zu haben glaubte.

9.

Leopold fand die Seinen in lebhafter Berathung, an welcher selbst Frau Doktor, in Rissen gepackt auf dem Lehnstuhl sitzend, theilnahm; von Zeit zu Zeit fuhr ein schauerndes Frösteln durch ihre Glieder und dann hüßte sie sich fester in den warmen Schawl.

Auf Kamillas lieblichem Gesichtchen aber lag eine gewisse feierliche Seligkeit, ein aus dem Innern leuchtendes Glück, das ein am Morgen von Egon eingetretener Brief zuwege gebracht; er hatte sein Bild, welches einen schneidigen Lieutenant mit kleinem, ziemlich faden Gesicht und langem blondem Schnurrbart darstellte, gesandt und zugleich geschrieben, Kamilla solle sich bereit halten, im Februar von Rio abzureisen, um, in Bremen angekommen, bis zu ihrer Trauung bei seiner alten Tante Sabine von Krome zu bleiben; das Reisegeld werde er wohl aufreiben und nach Weidnach an sie absenden.

„Nun siehst Du vor,“ fragte Frau Doktor, sobald Leopold genügend von dem Stand der Dinge in Kenntniß gesetzt, „auf diese unbestimmte, oberflächliche Geschichte hin will Kamilla die schreckliche Reise unternehmen, was sagst Du dazu?“

„Das geht ja gar nicht; wie schreibt er denn eigentlich?“ fragte Leopold. Gang mit seinen eigenen Verhältnissen beschäftigt war es ihm unmöglich der schneller Angelegenheit die nöthwendige Aufmerksamkeit zu widmen.

„Wie er schreibt?“ entgegnete die Mutter, „oberflächlich, unklar wie sein Charakter ist, ein Bruder Kaufmann, der morgen vergessen hat, was er heute verspricht.“

„Aber Mama,“ fuhr Kamilla, „Egon hat ein so gutes Herz.“

„Schwäche des Leichtsinns,“ murmelte Frau Doktor.

„Meiner Ansicht nach,“ warf Konstanze ein, „müßte ich fürankeln von Krome ihre schriftliche Einwilligung zu der Sache ertheilen; thut die alte Dame das, fordert sie selbst Kamilla zum Kommen auf und sagt ihr Hilfe bei der Verbindung zu, dann ist alles gut und sie kann ruhig reisen.“

„Und ich?“ bemerkte Frau Doktor vorwurfsvoll. „Ich bleibe hier, nicht wahr? von Allen verlassen ohne eine Seele, die sich den Tag über um mich kümmert!“

„Rein, Mama,“ äußerte Konstanze mit jenem weichen, halben Lächeln, mit dem ein Fürbänder die unliebsamwichtige Laune eines Kindes übersteift, „ich stehe dann eine Stunde früher auf, ordne alles im Hause und esse in der Stadt, so daß Du nur für Dich zu sorgen hast, und Abends leiste ich Dir Gesellschaft.“

„Würde Du Dir nur noch mehr auf, als ob Deine Schultern nicht gerade schon genug trügen,“ sagte Leopold unwirsch.

„Mit gutem Willen kann der Mensch viel leisten, Leopold, wir dürfen doch dem Glücke unserer Kamilla nicht im Wege stehen.“

„Wartet nur die Sache ruhig ab,“ meinte der junge Mann. „Die Tante Krome soll schreiben und der Lieutenant das Reisegeld senden, dann wird sich weiter über die Sache reden lassen.“

Kamilla meinte, es sei doch hinreichend, wenn Egon das Geld schickte, da er es jedenfalls von dem alten Fräulein erhalte, aber sie wurde überstimmt, und nachdem Frau Doktor noch eine Weile über die Einsichtlosigkeit, Unvernunft und Undankbarkeit der Kinder der gescholten hatte, wurde ihr so schlecht zu Muth, daß Konstanze sie zu Bette bringen mußte. Kaum dort, nahm das Fieber so rasch und heftig zu, daß die Schwelmer, auf's äußerste bestrizt, Leopold aufforderten, sofort Doktor Montanto zu holen. Auch das noch! In hohem Grade ungenügend stand er sich, bittend das Haus des Arztes zu betreten, den er nicht bezahlen konnte. Als aber Kamilla, sein Zögern bemerkt, ihm gereizt tunkab, selbst den weiten Weg nach Santa Theresia unternehmen zu wollen, verließ er das Haus.

„Ach, wie sie doch den Menschen erniedrigte und selbst die Seele in Lumpen zu hülsen drohte, die größte Armut, das schauerliche Gespenst, mit dem man fortwährend Brust an Brust zu ringen hatte, um nicht ganz zu versinken in den Schmutz und Schlam des Lebens. Was hatte er denn gethan, den Fluß der Armut zu tragen? Konstanze, seine edle Schwester, wie hart schloß sie, trotz ihres zufriedenen Lächelns, an der Kette eines freudeleeren Daseins! Er wußte, was es hieß, den ganzen Tag angeknien in der düsternen Hinterküche am Schreibtisch zu sitzen, und nun gar sie, das zartere Weib! Und was mochte ihr noch bevorstehen, wenn er —

Romano befand sich zu Hause und verpackte sogleich aufzubrechen; er bat Leopold, ein Glas Wein in seinem Zimmer zu trinken, doch dieser lehnte ab; er mochte nichts mehr von dem Glücklich, Beorzugten; und ihm stillen verworden darüber, was er eigentlich dem jungen Manne gethan haben könne, um dessen schroffes Benehmen zu verbieten, trat Romano, obgleich es schon fast war, den Weg nach der fernen Vorstadt an.

Er unterfuhr die Kranke, fand das Fieber ziemlich heftig und sprach den Schwelmer gegenüber die Verleumdung ab, daß hier Typhus vorliege, der sich leicht kurzem in der Gegend zeige.

Die Nachricht wirkte höchst niederschlagend auf beide Mädchen; die Mutter trant, und so gut wie gar kein Geld im Hause!

„Da muß eine von uns die Nacht bei Mama wachen,“ sagte Konstanze. „Ich werde es heute übernehmen.“

„Lassen Sie doch die Farbige aufbleiben, oder eine Wärterin rufen,“ bemerkte Graf Romano, der es unerhört fand, daß Konstanze nicht ruhen sollte, während sie ihm in der friedensvollen Mondnacht das Geleite bis zum nahen Förstchen gab.

„Wir haben kein Mädchen, Herr Graf, und eine Wärterin zu nehmen reichen gegenwärtig unsere Mittel nicht,“ entgegnete Konstanze mit edler Offenheit.

„So besorgen Sie die ganze Wirthschaft selbst, ohne jede Hilfe?“ fragte er betroffen und erstaunt, weiße Damen von solcher Bildung die größten Arbeiten verrichten zu sehen.

„Ja, Kamilla thut es; in Deutsches Land sieht man nichts darin, wenn die Tochter des Hauses sich der Wirthschaft annimmt.“

„O, auch ich bin weit davon entfernt, im Gegentheil, ich bewundere Ihre Wirthschaft, die alles so harmonisch zu vereinen weiß; die Frauen meiner Heimath könnten viel von Ihnen lernen. Dona Konstanze,“ fuhr er nach kurzem Zögern in verändertem Tone fort, „Sie sind ein hochbegabtes Mädchen, wie ich noch keines gesehen habe; sollte es Ihnen nicht möglich sein, sich zu überwinden und Hilfe anzunehmen von einem Manne, der es sich zur höchsten Ehre schätz, Ihr Freund zu heißen und sich zur Aufgabe des Lebens machte, zu helfen?“

„Ich verstehe Sie nicht ganz,“ bemerkte Konstanze, während die Köpfe leiser Verwirrung in ihre Wangen stieg.

„Ich bin der Arzt für Ihr körperliches Wohl; würden Sie es mir nicht einmal gestatten, auch in dem helsen zu dürfen, was Ihre Seele zur Zeit bedrückt? Ich meine die Sorge für das Nothwendige des täglichen Lebens.“

Sie fentte die Wimpern und erröthete noch tiefer, Verzeihung, Doktor Montanto, wenn meine Antwort Sie verletzen sollte, aber ich bin sicher, Sie begreifen mein Gefühl; gerade, weil mich das Band so schöner Freundschaft mit Ihnen verknüpft, möchte ich nicht das Geld seinen häßlichen Schatten darauf werfen lassen. Nicht wahr, Sie ehren diese Schwäche und vergeben mir?“

Graf Romano küßte zu wiederholten Malen ihre Hand. „Wohl dem, der so fest und unentwegt im Sturm des Lebens steht! Ich bewundere Sie, Dona Konstanze; und doch, wir sind alle Kinder eines Gottes, sind Brüder und bedürfen der Hilfe untereinander.“

„Ich handle nicht allein für mich,“ äußerte sie, wie um Entschuldigung bittend, „ich habe einen ehrlichen, fleißigen und — sehr stolzen Bruder, der mich verurtheilen würde im Falle der Annahme solcher Hilfe, und auch Mama, sowie Kamilla dürfen nicht einverstanden sein.“

„Sollten Sie nicht erhaben sein über den Begriff des erbärmlichen Geldes, das nur insofern werthvoll ist, weil es über unerträgliche Schwierigkeiten hinweghilft?“

Sie schüttelte leicht das Haupt. „Sprechen wir nicht mehr davon; meinen Don, Graf Montanto, für Ihr schnelles Kommen, und auf Wiedersehen.“

Konstanze erwiderte offen seinen Händedruck und ging in's Haus zurück. —

Nachdem sich in die Ecke seines Wagens gekürrt, fuhr Graf Romano nach Santa Theresia zurück; nie zuvor hatte er einen so tiefen Blick in die Armut der Familie Rombeck geworfen, wie heute, das Ringen dieser Frauen in dem brutalen Kampfe um das Dasein lag plöglich in seiner ganzen Kraft vor ihm da. Arme kleine Kamilla! Wie emsig war sie bis dahin bemüht gewesen, jene erbarmungslose Armut mit dem Schleier einer schneidenden Höflichkeit zu verdecken, und es war ihr auch gelungen — bis heute.

Hier mußte geholfen werden, er durfte nicht müßig dem Glend der beiden Mädchen zuschauen, seine ganze ritterliche Sinnesart lehnte sich dagegen auf; es kam nur auf das „wie“, ein Anonym eine Geldsumme schicken? Jene stolzen Wesen würden instand sein, die Annahme zu verweigern; eine Verbindung mit Kamilla, wie er sie schon früher geplant? Ja, das wäre das Beste. Sein Herz hing an dem lieblichen blonden Mädchen, und da ihm Daniela verloren war, warum sollte er nicht seinem Wunsche nachgeben und eine junge, blühende Gattin in das schöne, doch so leere Heim führen? Nachdem der Gedanke einmal feste Wurzel gefaßt, ließ er ihn nicht mehr fallen und selbst die Bedenken, welche ihm Kamillas Gleichgültigkeit in betreff seiner einstößten, suchte er durch zu erklären, daß solche kalt zurückhaltende Strenge vielen jungen Deutschen eigen; ihn auszuschlagen lag gar kein Grund vor, und jedenfalls war ihr Herz noch frei; einmal seine Braut, sollte das Feuer seiner verehrenden Liebe sie schon erwärmen.

Er beschloß hierauf, bei der nächsten passenden Gelegenheit und sobald wie irgend möglich offen um Kamillas Hand zu werben.

Während Romano in dieser Weise mit sich einzugeworden, erlösend in das Schicksal ihrer Familie einzugreifen und in den Bildern des Glückes schwebte, lag ihm bedorfland und womit er sie alle dort, die dann zu ihm gehörten, überschütten wollte, sah Konstanze allein in ihrem Wohnzimmer vor der Lampe, nachdem Kamilla darauf bestanden, sie um Mitternacht von dem ermüdenden Wachen ablassen zu wollen.

„Vor Gericht, Richter: Sie sind angeklagt, den Zeugen mit einem Ziegelstein geschlagen zu haben; was haben Sie zu erwidern? Angeklagter: Herr Richter, es war man ein ganz kleiner Ziegelstein, der Zeuge ist ja mein Freund!“

„Groß. Er: Sie haben da eine wirklich reizende Anekdote, was würden Sie wohl sagen, wenn ich Sie bitten würde, mir dieselbe zu schenken? Sie: Ich würde ganz einfach sagen: Was wollen Sie mit der Anekdote, Sie haben doch Ihre Nase!“

„Vor Gericht, Richter: Sie sind angeklagt, den Zeugen mit einem Ziegelstein geschlagen zu haben; was haben Sie zu erwidern? Angeklagter: Herr Richter, es war man ein ganz kleiner Ziegelstein, der Zeuge ist ja mein Freund!“

„Groß. Er: Sie haben da eine wirklich reizende Anekdote, was würden Sie wohl sagen, wenn ich Sie bitten würde, mir dieselbe zu schenken? Sie: Ich würde ganz einfach sagen: Was wollen Sie mit der Anekdote, Sie haben doch Ihre Nase!“

„Vor Gericht, Richter: Sie sind angeklagt, den Zeugen mit einem Ziegelstein geschlagen zu haben; was haben Sie zu erwidern? Angeklagter: Herr Richter, es war man ein ganz kleiner Ziegelstein, der Zeuge ist ja mein Freund!“

„Groß. Er: Sie haben da eine wirklich reizende Anekdote, was würden Sie wohl sagen, wenn ich Sie bitten würde, mir dieselbe zu schenken? Sie: Ich würde ganz einfach sagen: Was wollen Sie mit der Anekdote, Sie haben doch Ihre Nase!“

„Vor Gericht, Richter: Sie sind angeklagt, den Zeugen mit einem Ziegelstein geschlagen zu haben; was haben Sie zu erwidern? Angeklagter: Herr Richter, es war man ein ganz kleiner Ziegelstein, der Zeuge ist ja mein Freund!“

„Groß. Er: Sie haben da eine wirklich reizende Anekdote, was würden Sie wohl sagen, wenn ich Sie bitten würde, mir dieselbe zu schenken? Sie: Ich würde ganz einfach sagen: Was wollen Sie mit der Anekdote, Sie haben doch Ihre Nase!“